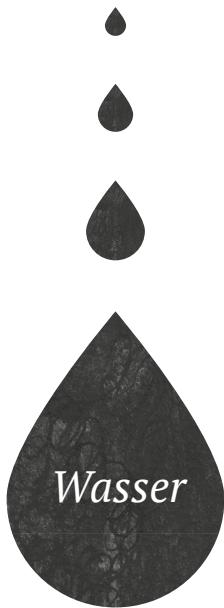




Frederike Frei



geometrischer Ort
der Sehnsucht





All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright ©2022

ISBN: 978-3-948028-13-8

Illustration und Gestaltung
Jessica Füllenbach, Wiesloch

Druck
Gyomai Knet Printing House Co. Ltd.,
Gyomaendrőd

Achter Verlag, Weinheim
www.achter-verlag.de



Ich liebe Wasser,
weil es der Himmel ist, den ich anfassen kann.







Da bin ich!

Nie erkennen sie mich wieder. Ich zeige her, gebe preis, habe nichts zu verbergen und schiebe nichts in den Hinterkopf. Ich bekenne Farbe: erdgrau, meergrau, himmelgrau. Ich schimmere, verschwinde in Fünkchen, foppe mit Licht, stichel mit Steinchen, lasse tief blicken. Jeden Dobbast, jeden Pfeiler löse ich auf, in jede Pore vertiefe ich mich. Stein leistet sich Widerstand. Fassade, alles Fassade.

Ich hänge mir keinen Mühlstein um den Hals.
Ich hasse Schwerpunkte. Ich trage schwer, aber mache es mir leicht mit meiner Last. Wer erträgt mich? Ich will nicht tiefer sinken. Immer habe ich Oberwasser. Nur ölig Glattes, schleimig Schmieriges schlüpft zwischen mich, legt sich auf mich, ein Alb. Immer überlebe ich. Steine reizen mich. Auf die Dauer sind sie weich wie Schlamm. Die Sonne hat ihren Platz. Aber ich platze aus allen Nähten. Ich flackere, prassele, hole mir die Winkel, jepere nach jedem Eckchen, bin überall. Das All tut nur so groß. Ich muss ja überall sein und immer glänzen. Bleib ich stehen, stinke ich. Wellen unterwandern mich, heben sich, versenken mich. Meine große Ruhe besteht darin, mich auszubreiten. Immer wieder werde ich verbaut. Man lässt mich



nicht zu. Sie halten mich nicht aus, mein Hin und Weg, das Ewige. Man presst mich hinter Beton.
Sie wollen mich brechen. Aber ich habe gar kein Rückgrat, ich habe ein großes Maul, riskiere etliche Lippen Gischts. Gegenwind hechelt sich Grübchen aus meiner Haut, flickt mir am Zeug, sprengt meinen Spiegel. Ich schäume über, scharmütze mit jedem Kerl, der mir entgegen bläst. Ich fließe, bin starr, renne an gegen Eis und bin Eis, wenn ich nicht anrenne.



Jede Insel liegt in seinem Element.



9

Keine Welle warnt die andere. Wie die Lemminge laufen sie ins Verderben, schieben einander vor, stolpern über sich selbst, vergehen vor Glück, nicht nur im, sondern Wasser zu sein.



Die Enten scheinen festgeklebt auf dem zugewachsenen Wasserspiegel des Sielfusses, der neben meinem Weg entlangläuft. Wie zauberhaft





mein Schlüsselbund in hohem Bogen in der Entengrütze verschwände. Wenn ich wiederkäme von der Insel, spränge er - wie im Märchen - zurück in meine Faust. Ich halte ihn fest wie verrückt, denn die Versuchung ist groß, das einfach mal auszuprobieren.



Vom Frühbad bringe ich mir Meerwasser mit in der Badekappe, um meinen Joghurtlöffel abzuwaschen. Ich genieße es, wenn die Abwaschbürste reinen Tisch macht, alle Krümel davonjagt und die Hände sich im warmen Wasser baden. Bei Gruppenreisen bin ich ein wahrer Glücksfall für die Crew ohne Geschirrspülautomaten.



Ich höre immer nur diesen einen im Lokal reden, dabei ist sein Tisch voll besetzt. Wenn sich die andern doch entschlössen, mitzureden. Nicht rauschendes, tröpfelndes Wasser foltert.





Kurz vor ein Uhr nachts im Lokal noch Zähne putzen, sonst muss mein Mineralwasser unterm Baum dran glauben.



Ich schlucke Wasser, aber auch das ist wider-spenstig, auch das wehrt sich noch mit seinem Salz gegen seine Einverleibung.



Ich habe Durst für 25 DM, heiß und kalt, Campari, ein Wasser, schwarzen Johannisbeersaft, Glühwein, Zitrone heiß und Zitronensprudel.



Ich bin hungrig auf seinen Mund, diesen herben Geschmack nach Tabak, Salzwasser und langem Leben inmitten von Bäumen, Büschen, Blumen, Wicken, tuschkastenbunt.





Hoch oben stand er an Deck Richtung Helgoland,
hielt sich an der Reling fest, stellte sich hin, um
die Planken breitbeinig auszugleichen und hat es
genossen. Man schrie, man wurde grün im Gesicht,
er aber war die Galionsfigur.

Wenn das Wasser tobt, sei das sein Element, ver-
rät er. Auch meines. Und wenn ich tobe, wird er
also nicht grün im Gesicht, sondern steht auf der
Brücke und gleicht mich aus, schwärme ich heim-
lich für ihn. Einer, der keine Angst hat vor einer
rabiaten Frau, grandios.



Eine stumme Stunde legt sich auf uns. Es liegt
aber auch an der Einrichtung des Lokals: Neubau,
Resopal, versalzener Spinat, Wasser statt Wein.





Hab ich Rabbelwasser getrunken? Dauerquassler haben etwas zu verbergen.

„Ich bin oberflächlich mit der Welt, tiefgründig nur mit mir“, sage ich ihm gerade, und er meint dazu, er wolle gern oberflächlicher werden mit der Welt, nicht immer in die Tiefe ..., das Verb verschluckt er. Wir reißen die Sätze nur an, probieren den Klang unserer Stimmen, die Töne, alles ist Signal. Wir kennen noch keine Melodie.

„Sie wollen also ab jetzt übers Wasser laufen?“

„Ich fange schon an zu schweben.“ Wir sind beim Wasser, nicht beim Feuer.

at

Nach dem Richtigen suchen, bis man den findet?
Ich mag keinen Deckel, ich bin kein Topf. Bin eine Vase, die nur frisches Wasser braucht.

Vielleicht will er nur meine Miene verwandeln, so wie man einen flachen Stein ins Wasser wirft, um seine Oberfläche in Erregung zu versetzen.



Meine Faust rupft am Gras. Er nimmt und öffnet sie, studiert sie: „Eine Nixenhand.“
„Kommst du mit ins Wasser?“



„Schwimmen Sie nicht?“ „Ich kann nicht schwimmen.“ Er sei früher ins Wasser geworfen worden, er bade nicht. Meine Handfläche sucht den oberen Rand seiner Hemdbrusttasche auf. „Bis hierhin muss es gehen, das Wasser.“

„Ich hasse es. Ich hasse es, unterzutauchen“, wird er mit einem Mal heftig. „Sie wollen mich nicht untertauchen?“

Er hat mich ertappt.



Wo hat er seinen Kopf, wenn er wen mitten im Kuss informiert über den Zustand gemeinsam verknoteter Gliedmaßen. Nicht einmal den Kopf mag er unter Wasser halten. Ich muss ihn tauchen, er muss hinunter. Ich bin Undine. Er muss fallen, er fällt ja weich, wenn er in meine Arme fällt. Sie stehen nur offen, wenn er wirklich fällt.





Solange meine Gefühle hochsteigen wie Mineralwasserbläschen in einer Luftsäule, verlieren die Füße den Boden. Das Herz fliegt und sackt durch, wenn ein Luftloch kommt. Mir stockt der Atem: Er allein wird Seite an Seite mit mir ziehen. Mein Brustbein löst sich prickelnd auf in Mineralwasserbläschen.



12

Meine Schiffsrückkreise unter Deck begleitet durchdringendes Geschrei. Es ist ein Krach zum Kinderköpfen. Ich häng meinen eigenen übers Wasser. Wieder und wieder beobachte ich von der Reling aus, wie jede Welle im dem Moment, da sie sich aufs hohe Roß schwingt, in die Knie geht, weil sie gleichzeitig wer von unten zum Grunde zerrt. Wasser ist kein Element, Wasser ist die Verkörperung von Zeit. Es gibt jeder Sekunde ein anderes Gesicht.





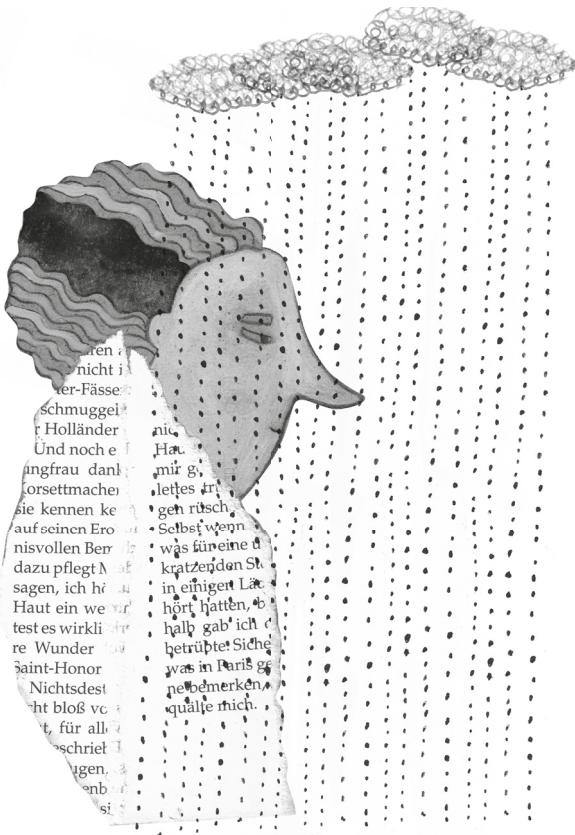
Der Wattebausch tupft eine Flohspur über die
Gemme meines Geschichts, füttert die Poren bis zu
den Ohren. Tonic Water Ton in Ton mit Tau. Dass
ich nicht daliegen muss vor dem Portal unterm
nassen Ilex im Pennerpelz eingepfercht ins strenge
Mittelalter der Gerüche. Nirgends ein knastgel-
ber Mond, kein rostiger Zaun, kein Neubau, keine
Nachbardogge, kein kleinstes Knöchel muss als
Spion in die Kälte hinaus. Schwitzende Flieder-
kacheln vor eiskalten Regenrinnen. Der Fenster-
kitt hält dicht. Ich Venus in der Dusche, nackt im
Gehitz, heilig gesprochen als Gast garni, entsteige
dem Wannenrand. Badenebel quillt. Der Plafond
tut sich auf und spricht sein ‚Gerettet!‘



15

Frühschicht Schnee, Trauerweidenrand. Die Kälte
kondoliert. Sehnsucht mit Telegrafenstangen
geschient. Horizont blaugefroren. Die Kirche ein
Eiszapfen. Winter kocht auch nur mit Wasser.





...ren ab
nicht j
ter-Fäss
schmuggel
r Holländer
Und noch e
Hä
ingfrau dank
corsettmachern
sie kennen ke
auf seinen Ero
nisvollen Bem
dazu pflegt M
sagen, ich hö
Haut ein we
test es wirkli
re Wunder
Saint-Honor
Nichtsdesto
ht bloß vo
t, für alle
eschriebe
ungen, d
enb
si



Ich kann meine Wohnung jederzeit verlassen,
besitze weder Katze, noch Hund, keine belebten
Blumentöpfe außer auf dem Balkon, und der steht
in direkter Verbindung zu den Regenwolken.



Regen, mein Wecker. Erst klopft er nur an, man
kann noch mindestens eine Stunde weiterschla-
fen, nachdem man von der Heidesenke über-
wechselte unter eine Tanne. Aber dann kommt er
immer wieder, ein mitleidlos strenger Vater, bis
er einen am Ende rausprügelt, weil man einfach
nicht aufgestanden ist, mit dem Unterschied, dass
man beim Vater meistens nicht noch sein Bett in
Sicherheit bringen muss. Jetzt stehe ich überhaupt
mal auf, nehme mein Bett und wandere.



„Und bei Regen?“ fragen mich meine Freundinnen
in Hamburg. „Nieselt es nur, kuschel ich mich in
meinen doppelten Plastiksack unter eine Tanne.
Regnet es stärker, schlaf ich trockenen Fußes unter
der schwärzesten Tanne ein. Erwischt mich der
Regen schon im Dorf, schlaf ich beim Bäcker im





überdachten Leiterwagen, bis Brötchenduft oder Taubengurren mich wecken. Ich möchte nicht gesehen werden, sonst weist mich irgendeine Amtsperson von Bord. Gegen fünf Uhr morgens regnet es meistens nicht mehr. Ich wache mit den Vögeln auf und kehre in meinen Schlafwald zurück, schlaf durch bis zur Frühstückszeit.“

„Und was ist daran so toll?“ „Alles.“



Nachdem ich mein Schlummerkissen in die dafür vorgesehene Schlafsackkapuze boxte, sämtliches Textil am Leib ins Regencape einrollte und den Beutel ans Kopfende platzierte, Schuhe umdrehte, damit sich nachts kein Regenwasser und morgens kein Tau in ihnen sammelt, den Schlafsackreißverschluss von unten halb zuzog, kann ich hineinkriechen ins Vergnügen. Da lieg ich unterm Großen Wagen und lasse mich langsam mit Engelsgewicht von ihm überrollen. Quecksilberlicht, fast flüssig. Immer habe ich das Gefühl, ich muss es noch ausknipsen. Wenn das Haus erst verbrannt ist, steht nichts mehr zwischen mir und dem Mond, heißt es in einem japanischen Gedicht. Stimmt, das Letztere ist ein Glück.





Noch leuchten Straßenlaternen im Dorf. Erst den Nachthimmel ausspionieren nach Regenwolken. Helle Fenster und Sterne treten allmählich hervor, es wird immer heller, die Glücksfreude kommt zu mir zurück.



Er erkundigt sich voller Mitgefühl, wie ich diese Regennacht verbracht hätte - „Erinnere mich bloß nicht daran!“



Ich rechne zwar bald mit Regen, gucke aber nicht zum Himmel, will meine Feinde nicht sehen. Noch regnet es nicht.



„Obwohl ich fest mit Regen rechnete, bin ich einfach ins Moos gegangen. Auf dem Festland beschimpft man den Regen und sperrt ihn aus, obwohl er wie ein Spielkamerad ans Fenster klopft: Komm raus! Eine sanftere Begegnung kann ich mir nicht denken als Regentropfenhaut an





Menschenporenhaut. Und doch treten wir dick in Schale aus dem Haus, tarnen uns mit Plastik oder Stahl. Durstige Böden sind wir, verstaubt, müssen gegossen werden. Regen macht allen denen Ärger, die nicht hin fließen mit Lust. Hier auf der Insel hat er eine gefunden, die sich mit ihm abgibt, ihn nicht aus den Augen lässt. Drum reist er mit Vergnügen an im Wolkenbeutel, er ist kein gern-, aber ein immerhin gesehener Gast, ein Gegenüber, das sich erst allmählich zum Gegner mausert.“

„Du bist schön, wenn du so sprichst. Du hast mein Verhältnis zum Regen völlig verändert. Hier auf der Insel hab ich regelmäßig Angst: Wen macht er nass? In Stuttgart lasse ich ihn laufen, da ist er mir wurscht.“

Hatte ich das gemeint? Eigentlich nicht.

Morgens weckt mich der Geruch von Pfeifentabak und Zigarette. Ich werde Zeuge eines ellenlangen Krisengesprächs zweier Bauern über das Regenwetter. Sie stehen direkt neben meinem Planwagen. Die beiden sorgen sich nicht ums Heu, sondern um die Touristen, weshalb ich mir höflich die Ohren zuhalte, um sie nicht auszuhorchen.



Es reicht mir ja, dass ich ihnen durch die winzige Ausbuchting einer Ritze zusehen kann, aber auch das möglichst meide. Sie würden zu Tode erschrocken hintenüber fallen, würfen sie einen Blick in den Karren. Ich liege schneeweiss im Nachthemd unter einer Pferdedecke, die ich dort gefunden habe. Ich darf mich nicht bewegen, dabei scheint längst die Sonne, und ich schwitze wie verrückt, sehne mich nach Frühstück, zumal auch auf Hoo-ge die Frühstückszeiten begrenzt sind. Oh Gott, die beiden Alten haben die Ruhe weg. Es ist die reinste Folter. Man stelle sich nur mal vor, ich würde irgendwann einfach Jetzt reicht's rufen. Womöglich würde ich noch schuldig an einem Herzinfarkt.

*

19

Mit glückseligem oder glückseligem Gesicht komme ich den Feriengästen im Dorf entgegen. Was für ein Wetterchen heute. Kein Regen, nur Wolken und Wind und sogar ab und zu Sonne! Doch ich bin die Einzige, die sich darüber freut. „Die Sonne scheint!“, rufe ich der Kellnerin beim Bäcker zu.

„Wir servieren heute nicht draußen.“ Ich kann mir schon denken, warum nicht. Aus Unbeschei-